

Sehr geehrter Herr Minister Al-Wazir, sehr geehrter Herr Stadtrat Kolmer, sehr geehrte Frau Professor Nussberger, sehr geehrter Herr Gemeinhardt, sehr geehrtes Ehepaar Schader, sehr geehrter Professor Nassehi, sehr geehrter Herr Kaube, sehr geehrte Frau Professor Münch,

liebe Gäste,

für die Verleihung des Schader-Preises 2022 möchte ich mich ganz herzlich bedanken. Es ist eine große Ehre, einen Preis entgegenzunehmen, der sich auf „einen Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher Probleme“ bezieht. Ich nehme ihn an im Bewusstsein der Verantwortung, in diese Richtung weiterzuarbeiten.

„Wie schafft man es, in der Wissenschaft zu bleiben, ohne zynisch zu werden?“ Das fragte mich vor Kurzem ein Doktorand, mit dem ich eigentlich über seine Forschungsthemen sprechen sollte. Doch er hatte das Bedürfnis, viel grundlegendere Fragen zu stellen.

Gründe, warum man zynisch werden könnte in der Wissenschaft, lassen sich viele nennen. Wissenschaft, das ist das hehre Ideal vom reinen Streben nach Wissen, Einsicht, Erkenntnis, vielleicht sogar Wahrheit, wenn man einen derart großen Begriff gebrauchen möchte. Doch die Prozesse der Wissenserzeugung sind allzu menschlich. Sie finden in sozialen Zusammenhängen statt, in denen sich alles Mögliche in den Weg dieser Ideale stellen kann: zahlreiche Formen von Macht und sozialem Ausschluss, Willkürentscheidungen, und in Deutschland außerdem die Schwierigkeit, sich von befristeter Stelle zu befristeter Stelle zu hangeln. In Gesellschaften, die ein demokratisches politisches System mit einem kapitalistischen ökonomischen System verbinden, stellt sich zudem oft Frage: wem dient die Wissenschaft?

Lange hielt sich das Missverständnis, dass Wissenschaft „wertfrei“ wäre – und man sich somit der reinen Wahrheitssuche verschreiben könne. Wenn das so wäre, wären Wissenschaftler*innen von der Frage entbunden, welche Motive sie antreiben, wer davon profitiert, wessen Fragen wissenschaftlich untersucht werden, und wessen Stimmen dabei Gehör finden. Die Wissenschaft, so diese Vorstellung, liefere die reinen Fakten, während Werte und Interessen – und damit notwendigerweise auch Konflikte – nur in anderen sozialen Sphären, zum Beispiel der Politik, eine Rolle spielen.

Doch wie die Wissenschaftsphilosophie seit langem argumentiert – erfolgreich, in meinen Augen – spielen Werte in der Wissenschaft durchaus eine Rolle: bei der Wahl von Forschungsthemen genauso wie bei der Frage nach zulässigen Forschungsmethoden, z.B. ethischen Fragen der Forschung an Menschen und Tieren, oder auch bei Entscheidungen darüber, welche Evidenzschwellen als hinreichend für individuelles oder politisches Handeln betrachtet werden. Außerdem stellen sich oft komplizierte Fragen danach, wie Wissensbestände, die durch unterschiedliche methodische Herangehensweisen erzeugt wurden, zueinander ins Verhältnis gesetzt werden sollen. Natürlich gibt es auch Schritte im wissenschaftlichen Prozess, die ohne Beeinflussung durch politische oder ethische Werte erfolgen müssen – sonst wäre das, was da passiert, schlicht keine Wissenschaft. Epistemische Werte – also Werte, die sich auf die Qualität und Natur des zu erzeugenden Wissens beziehen – spielen aber auch dort eine Rolle, und sie sind mit ethischen Werten oft auf komplexe Weise verwoben. Und so kommt man als Wissenschaftlerin oder

Wissenschaftler nicht um die Frage herum, welche Werte das eigene wissenschaftliche Arbeiten antreiben.

Es gibt mindestens drei mögliche Antworten auf diese Frage. Die erste ist, auf die Eigenlogik der Wissenschaft zu verweisen: auf die Erkenntnis um der Erkenntnis willen, das reine Wissenwollen und Verstehenwollen, oder das Weiterführen der Fragestellungen, an denen sich schon Generationen vor einem die Zähne ausgebissen haben. Kaum jemand wird die Mühen der Ebene einer wissenschaftlichen Laufbahn durchstehen, der nicht auch durch diese Faszination für die Forschung an sich angetrieben wird. Allerdings: die Frage, welchen Themen man diese wissenschaftliche Energie widmet, ist damit noch nicht beantwortet. Manchmal mag es genügen, einfach nur das weiterzuführen, was andere begonnen haben – aber was, wenn diese Paradigmen sich erschöpfen? Ist es wirklich der Idealzustand, dass der wissenschaftliche Diskurs ausschließlich um sich selbst kreist, ohne jeden Impuls von außen?

Allzu leicht verschiebt sich die Logik außerdem von der reinen Wissenschaft zu den Karriereologiken wissenschaftlicher Laufbahnen: was verschafft einem Anerkennung im Fach, auf welcher Modewelle kann man mitschwimmen? Gerade, wenn weite Teile der Wissenschaft von berufliche Prekarität geprägt sind, werden Nachwuchswissenschaftler*innen regelrecht gezwungen, anstatt des Wertes der reinen Erkenntnissuche den Wert „Ich möchte im Wissenschaftssystem bleiben“ ganz oben auf die Agenda zu setzen. Das führt zu Konformismus und ausbleibender Kritik an bestehenden Paradigmen – und allzu leicht eben auch zu Zynismus, angesichts der Diskrepanz zwischen den hehren Idealen der Wissenschaft und dem, was der Wissenschaftsbetrieb von einem fordert.

Eine zweite mögliche Antwort auf die Wertefrage ist, sich direkt oder indirekt in den Dienst ökonomischer Wertschöpfung zu stellen. Wissen hat bekanntermaßen die Eigenschaften eines Gemeinguts: es zu erzeugen, macht Mühe; ist es einmal da, kann es jedoch von allen genutzt werden und muss gegebenenfalls durch intellektuelle Eigentumsrechte geschützt werden. In kapitalistisch-demokratischen Gesellschaften lässt sich ein klares Muster im Umgang mit Wissen erkennen: Wissen, das sich ökonomisch nutzen lässt, wird privatisiert und angeeignet, teilweise auch mit bewundernswerter Schnelligkeit von privatwirtschaftlichen Akteuren erzeugt. Wissen, das der Allgemeinheit dient, oder gar Wissen, das zu Verantwortungsübernahme auffordern würde, wird von Marktakteuren nur dann geliefert, wenn sich damit Gewinne erzielen lassen. Solche glücklichen Koinzidenzen von Privatinteresse und Gemeinwohl *kann* es geben, aber es wäre naiv, sie durchgehend anzunehmen. Zu viel ist inzwischen darüber bekannt, wie kapitalistische Akteure, z.B. die historische Tabakindustrie, die Wissenschaft gerade *gegen* die Belange des Allgemeinwohls vor ihren Karren gespannt haben, in diesem Fall: indem sie systematisch diejenigen Forschenden förderte, die die Gesundheitsschäden durch Tabakkonsum für vernachlässigbar hielten.

Wer sich als Forschende oder Forschender also in den Dienst der Privatwirtschaft stellt – was ja gerade in angewandteren Fächern durchaus naheliegend erscheinen mag – muss sich trotzdem die Frage zu stellen, welchen Werten er oder sie damit dient. Und er oder sie muss sich die Frage stellen, was es für das langfristige Vertrauen der Gesellschaft in die Wissenschaft bedeutet, wenn diese sich auf fragwürdige Art und Weise mit ökonomisch interessierten Akteuren zusammentut.

Die dritte Alternative ist, dass sich Wissenschaft explizit in den Dienst bestimmter gesellschaftlicher Werte stellt. Natürlich leben demokratische Gesellschaften davon, dass es einen Pluralismus an Lebensformen und damit auch an Werten gibt. Doch es gibt auch das, was John Rawls den „überlappenden Konsens“ genannt hat: die Einigung auf bestimmte unverhandelbare Kernwerte, wie sie zum Beispiel in den Erklärungen der Menschenrechte kodifiziert sind. In den letzten Jahren haben sich, angesichts von Klimawandel und Biodiversitätsverlust, besonders die Sustainable Development Goals der Vereinten Nationen als derartige breit akzeptable Kernwerte herauskristallisiert. Sie verstehen „Nachhaltigkeit“ nicht nur im Sinne der Ökologie, sondern umfassen auch eine breite Palette sozialer Ziele.

Wissen zu erzeugen, das helfen kann, diese Ziele zu erreichen – ohne dabei rigorose Standards wissenschaftlicher Methodik aufzugeben, wie auch immer sie im jeweils eigenen Fach aussehen – auch das kann eine Antwort auf die Frage sein, an welchen Werten sich Wissenschaft orientiert. Diese Orientierung kann mit der Eigenlogik der Grundlagenforschung, und manchmal auch mit einer anwendungsorientierten Logik im Sinne kommerzieller Verwertung, zusammenspielen. Aber sie muss dabei klare Prioritäten setzen, und vielleicht auch die eine oder andere Abgrenzung vornehmen. Und sie muss sich die Frage danach stellen, wie wissenschaftliches Wissen mit *anderen* Wissensformen, z.B. dem Erfahrungswissen Betroffener oder dem Wissen indigener Völker, zusammengebracht werden kann, um die angestrebten Ziele besser zu erreichen.

Wissenschaft im Dienst des Gemeinwohls, das mag nach großen Worten klingen – oder nach jugendlicher Naivität. Aber man stelle sich einmal vor, jede Wissenschaftlerin und jeder Wissenschaftler würde sich einen Tag pro Woche mit einem Projekt beschäftigen, das einem konkreten gesellschaftlichen Anliegen dient (was übrigens auch wunderbar gemeinsam mit Studierenden passieren kann) – sei es durch Citizen Science zu Umweltthemen in der eigenen Region, sei es durch die Zusammenarbeit mit Schulen gerade in den Stadtvierteln, in den Kinder selten Wissenschaftler*innen direkt begegnen, sei es dadurch, dass man die Zusammenarbeit mit den vielfach benachteiligten Kolleg*innen aus dem Global Süden unterstützt, oder sei es dadurch, dass man geflüchtete Wissenschaftler*innen dabei zu helfen versucht, ihre Kenntnisse weiterhin in den wissenschaftlichen Diskurs einzubringen. Angesichts hoher sozialer Ungleichheit und gesellschaftlicher Fragmentierung sehe ich es als besonders wichtige Aufgabe der Sozialwissenschaften und der Sozialphilosophie an, mit denjenigen ins Gespräch zu kommen, die sonst selten gehört werden – die aber angesichts ihrer Erfahrungen möglicherweise besonders wichtige Perspektiven auf die heutige Gesellschaftsordnung beitragen können.

Natürlich kann es dann Konflikte darüber geben, was die wertvollsten Projekte sind – aber in demokratischen Gesellschaften darf hier ein gesunder Pluralismus herrschen. Und natürlich wird es auch dann Individuen geben, die derartige Projekte dafür instrumentalisieren, ihre Karriere zu befördern. Trotzdem bestünde die Möglichkeit, Wissenschaft ganz anders zu leben, als „das System“ es derzeit von einem verlangt. Mein Optimismus an dieser Stelle speist sich aus den Erfahrungen mit den Räumen in der Wissenschaft, zum Beispiel den Jungen Akademien, in denen so etwas schon passiert. Aber es sind derzeit oft privilegierte Räume, die nur für diejenigen zugänglich sind, die im Wissenschaftssystem viel Glück hatten. Man stelle sich die gesellschaftliche Dynamik vor, die sich entwickeln könnte, wenn alle Wissenschaftler*innen die Möglichkeiten dazu hätten, konkrete Projekte in Zusammenarbeit

mit der Gesellschaft zu entwickeln, auf Dauerstellen, die genug Sicherheit auch für langfristige und riskante Projekte bieten.

Letztlich geht es hierbei auch um die Frage nach der Zukunft der Demokratie. Demokratien in modernen, hochkomplexen Gesellschaften benötigen zahlreiche Formen von Expertise, inklusive wissenschaftlicher Expertise – nicht nur in Form von „Politikberatung,“ sondern auch als „Bürger*innenberatung“ und in der Zusammenarbeit mit der Zivilgesellschaft. Wenn die Wissenschaft diesen Beitrag nicht leistet, kann allzu leicht eine Unwucht entstehen, die die Fähigkeit zu effektiver Regulierung, gerade auch angesichts des Widerstands mächtiger ökonomischer Interessen, unterminiert. Wenn das Wissen darüber, wie Regulierung gemeinwohlförderlich erfolgen könnte, bei den zu regulierenden Akteuren selbst liegt und möglicherweise gar von ihnen zurückgehalten wird, gefährdet das das Primat der Politik.

In der Wissenschaft bleiben, ohne zynisch zu werden – für mich persönlich war das nicht immer einfach, und es bedeutete oft, eher gegen das System zu als mit dem System zu arbeiten. Aber „das System,“ das sind letztlich wir alle, besonders diejenigen von uns, die nicht mehr um die Verlängerung der eigenen Stelle bangen müssen. Wir brauchen einen ehrlichen Diskurs darüber, welche Werte es sind, die dieses System antreiben. Alle drei Wertorientierungen, die ich beschrieben habe, können ihren Platz haben. Aber: es ist Ehrlichkeit darüber nötig, welches Spiel jeweils gespielt wird, und aus demokratietheoretischer Sicht muss die gemeinwohlorientierte Logik ein klares Primat haben.

All dies bedeutet auch, dass die Wissenschaft als System einen intensiven Meta-Diskurs nötig hat: über die eigenen Ziele und Werte, und darüber, wie diese in den bestehenden Institutionen, Anreizsystemen und sozialen Praktiken erreicht oder verfehlt werden. Und als Einzelne/r braucht man andere, mit denen man sich darüber austauschen kann, sowohl im Allgemeinen, als auch, wenn es um ganz konkrete Entscheidungen über Forschungsschwerpunkte, die Annahme von Einladungen, oder den Umgang mit der ständigen Drittmittelerwartung geht.

Und deswegen möchte ich an dieser Stelle schließen mit einem großen Dankeschön an all diejenigen, die für mich Vorbilder für nicht-zynische Wissenschaft waren und sind, und an all diejenigen, innerhalb und außerhalb der Wissenschaft, mit denen ich über diese Themen sprechen kann. Es bleibt die Aufgabe, das System der Wissenschaft weiter in diese Richtung zu verändern, die Projekte zu finden, mit denen man einen echten Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher Probleme leisten kann, und es allen, vor allem aber auch den Nachwuchswissenschaftler*innen, zu ermöglichen, dies ebenfalls zu tun.

Herzlichen Dank!